

Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Endlich allein, warf sie sich in einen Stuhl. Also war alles bekanntgeworden! sie würde ihre Schande nach sich schleppen! Zu jeder Stunde würde ihr das zürnende Antlitz dieses zweiten Vaters, der gütiger als der erste war, vor Augen stehen. Er hatte ja recht: sie war's, die in das ehrbare Haus der Hulottes die Schmach ihres Fehlrittes gebracht hatte. Wäre noch der Mann einer von denen gewesen, die eine derartige Verirrung wieder gutmachen können! Aber der, solch ein Vagabund! Die Scham, die so lange in Selbstvergessenheit geschlummert hatte, erwachte wieder in ihr. Nun sie seiner Liebfosungen satt war, schwand auch der Stolz dahin, den sie ob der Liebe einer solch vollkommenen Kraftnatur empfunden hatte. Das Bild des rüstigen Greises, den sie in wildem Schmerz vor sich zusammenknien gesehen, sein von den Jahren noch unberührter Geist, seine Verachtung, seine zürnende Haltung zog wieder an ihrem Auge vorbei.

Wie sie so reglos in ihrem Lehnstuhl lag, glich sie einem leblosen Körper, aus dem die Seele entflohen; weitab irrte diese, in den fernen Regionen düsterer Grübeleien. Bisweilen stieg es wie Staunen in ihr auf, daß sie zu solcher Schmach herabsinken konnte, sie, die eine ehrbare Mutter gehabt hatte! Musterhafte Beispiele hatten ihre Kindheit umgeben, nie hatte sie andere als rechtchaffene Handlungen gesehen. Und all diese Ehrenhaftigkeit sollte von einem wollüstigen Frühlingslüftchen wie Staub verweht worden sein.

Infolge des fortwährenden Sinnens schwand ihr schließlich das Bewußtsein ihrer gegenwärtigen Situation, nur ein dumpfer, betäubender Schmerz hielt sie noch lähmend umfangen. Im Hofe gackerte eine Henne, die eben ein Ei gelegt; hell, stoßweise stiegen die Töne empor. Bald hörte sie überhaupt nichts anderes mehr als das Gekacker und verlor sich gänzlich in diesem Triumphgeschrei.

Da rüttelte sie etwas aus ihrer Erstarrung auf: Hayots Brief, der den Händen des Wächters entglitten war. Das Papier lag noch immer auf dem Fußboden, ohne daß sie es früher beachtet hätte. Nun hob sie es auf und flog es mit den Blicken durch.

Hayot begann mit zweideutigen Anspielungen, seinem Bedauern über den Bruch ihrer guten Beziehungen Ausdruck gebend, ohne sich anfänglich über den Grund zu äußern. Allmählich ging er aber in Beleidigungen über und schloß mit den Worten:

„Hulotte, ich bedaure den Vorfall; wir waren doch gute Kameraden und haben uns immer miteinander vertragen. Aber von heute ab seid Ihr, Du und Deine Zungen, mir nicht einmal mehr gut genug, den Mist meiner Pferde wegzuschaffen, das laß Dir gesagt sein. Und Euer Mädel soll sich auf den Kirmessen mit seinesgleichen herumtreiben; man weiß sie jetzt einzuschäben, ebenso wie ihren Herrn Galan. Und ich kann Euch nur raten, in Zukunft nicht meine Wege zu kreuzen. Künftighin wird man Euch so behandeln, wie es sich für Euch, Vater und Brüder eines solchen gemeinen Frauenzimmers, geziemt. Ich brauch' wohl nicht erst meinen Namen zu unterschreiben.“

Und wirklich trug der mit plumper Hand geschriebene Brief keinerlei Unterschrift, doch verriet jeder Buchstabe die Urheberschaft Hayots. Die Nachschrift ließ vollends keinen Zweifel mehr walten:

„P. S. Sage Deinem Fräulein Germaine, sie möge so liebenswürdig sein, und ein andermal, wenn sie wieder bei Freunden zu Gaste ist, ihnen vorher sagen, daß sie die Geliebte eines Spitzbuben, Cachaprés mit Namen, ist, damit man sich nicht mit einer so unverschämten Person öffentlich kompromittiert.“

Diese letzten, unerblickten Worte sprachen deutlich für Huberts Anteil an dem Schmähbriese. Wie sehr verachtete sie seine Feigheit! Mächt sich ein Mann auf diese Art? Aber das war ja gar kein Mann! und sie erinnerte sich wieder seiner süßlichen Manieren, seines schleichenden Pfaffen-schrittes.

Auf dem Vorplatz wurde das Geräusch von Schritten laut.

Mit einem Ruck sprang sie auf und lief zum Kamin; der Brief verschwand im Feuer. Jedoch nicht rasch genug, als daß nicht der eintretende Warrant, ihr ältester Bruder, das Papier in den rötlichen Flammen noch verschwinden sah.

„Mach', was Du willst,“ sagte er barsch, „das Feuer wird's nicht mehr auslöischen. Es gibt gewisse Dinge, die sich nicht aus der Welt schaffen lassen. Man wird diese Schurken lehren, unseren armen Vater so grundlos zu beschimpfen . . . Aber was Dich anbelangt . . .“

Er machte eine kleine Pause.

„Wenn Du nicht unsere Schwester wärst, so wären wir bald fertig mit Dir.“

Sie zuckte die Achseln und entgegnete trozig:

„Ich bin kein kleines Kind mehr, ich laß' mir das nicht bieten!“

In ihr empörte sich wieder das väterliche Blut; sie hatte einem Manne angehört — was weiter? Sie war Herrin über ihre Handlungen, zum Ruckuck! Ein wilder Drang nach Unabhängigkeit rebolierte in ihr.

Mit funkelnden Augen trat er auf sie zu:

„Du, ich rate Dir, laß' Dich nicht mit dem anderen zusammen sehen! Mein Gewehr ist geladen!“

Nun trat der Vater mit finsterner Miene ein, die Brauen noch immerdar schmerzlich zusammengezogen. Ein wenig später folgte Mathieu, der zweite Sohn.

Alle drei setzten sich um den Tisch herum.

Hulotte wies Germaine mit dem Finger die Türe. Sie ging hinaus, blieb aber im Flur lauschend stehen. Zuerst vernahm sie die Stimme ihres ältesten Bruders, der erregt, mit leidenschaftlichen Ausfällen gegen die Hayots sprach; verworren drangen einzelne, abgerissene Worte zu ihr. Hierauf erhob sich die Stimme des Vaters voll Ernst und Würde.

„Zungen,“ sprach er, „laßt mich jetzt reden. Ich hab' ihr so sehr vertraut. Aber ich will Euch etwas sagen. Vielleicht bin auch ich nicht ganz frei von Schuld. Ihre Mutter hat sie mir wie mein eigenes Kind ans Herz gelegt. — Vielleicht wär's nicht so weit gekommen, wenn meine selige Frau noch lebte. Ich hab' mich zu sehr an die Idee geklammert, sie immer bei mir zu behalten. — Manches Mal handelt man schlecht, ohne es zu wollen. Ich hätte eher daran denken sollen, daß ein Mädchen in ihren Jahren dazu da ist, zu heiraten und uns Alten zu Großeltern zu machen. Später werdet ihr mich schon begreifen, Kinder. Aber — wenn meine arme Selige noch lebte, hätt' sie ihr sicher einen braven Mann ausgesucht, der sie zu seiner Frau gemacht und auf seinen Hof genommen hätte. Eben erst sind mir die Augen aufgegangen, wie ich draußen, unter den Apfelbäumen, war. Jawohl, ich hab' gut nachgedacht. Ich bin alt, ich seh' jetzt manche Dinge in ganz anderem Lichte als in jungen Jahren, ich bin auch weniger rasch im Urteil geworden. Na, also, hört: man darf sie nicht zu hart anfassen. Ich hab' ihr schon genügend gesagt.“

Hulotte schwieg. Es trat eine Pause ein, dann erhob sich Warrant's Stimme aufs neue:

„Vater,“ sagte er, „sie ist die Ursache, daß diese Schufte uns Schlimmes angetan haben, als wenn sie uns angepöien hätten.“

„Schön, das ist Eure Sache. Ich weiß, was ich getan hätte, als ich mich noch rühren konnte: ich hätt' ihnen ihre verfluchten Zungen ausgerissen, diesem verdammten Gefindel! Der Schuft, der Hayot, soll nur kommen, er wird mich kennen lernen! Wenn ihr aus meinem Holze seid, so weiß ich, was jetzt kommen wird. Die Landstraße ist breit genug für eine Schlägerei!“

Dies alles wurde in eindringlichen Tönen vorgebracht, die im Herzen der Burschen ihren Widerhall fanden. Drohend klangen ihre Stimmen durcheinander, und Germaine konnte die Worte vernehmen:

„Gut gesprochen, Vater! Wir werden sie prügeln.“

Ein Wagen rollte durchs Gostor herein und verdrängte mit seinem Geräusch den Rest der Unterredung. Sie zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Nun begannen trübe Tage für sie.

Man ließ sie aus- und eingehen, ohne von ihrer An-

wesenheit Notiz zu nehmen. Sie hatte ihre gewohnte Beschäftigung wieder aufgenommen. Bald in der Küche, bald im Stalle war sie wieder die rüstigste Haushälterin von ehedem geworden, und das Verlangen, sich mit Arbeit zu betäuben, spornte sie zu außerordentlicher Betätigung an. Nur bei den Tieren fühlte sie sich ein wenig leichter ums Herz; bei den Kindern auf der Weide waltete ein wohlthuender Friede, der sich auch ihr mitteilte. Kaum heimgekehrt, brach aber die Erinnerung ihrer Schmach überwältigend über sie herein.

Der Pächter schien mit seinen Söhnen eine geheime Abrede getroffen zu haben, sie ruhig sich selbst zu überlassen. Man mied sie. An Stelle des guten Einbernehmens von ehedem war kühle Zurückhaltung getreten, die sie inmitten des Betriebes des Pachthofes vollständig isolierte. Bisweilen wurden einige Worte gewechselt, jedoch nur hastig und scheu. So zogen sich die Nachmittage stumm und träge dahin, und zu ihrem Kummer gefellten sich noch die lähmenden Gluten der Junisonne. Erst die Abende waren ihr wie eine Erlösung.

Namentlich die Mittagstunden lasteten auf ihr. Da fluteten brennende Hitze Wellen in den Hof; das glühende Schieferdach schleuderte einen vernichtenden Atem in das Treppenhaus; der Düngerhaufen kochte. Eine große Mattigkeit, die zeitweise auch auf ihren Geist übergriff, befiel ihre Glieder. Wozu war sie fürder noch gut. An Heirat durfte sie nicht mehr denken; jeder Freier, der ihre Geschichte erfuhr, würde sich anderwärts ein besseres, sittigameres Mädchen suchen. Unbeachtet würde sie in einem Winkel verkommen, mit jeder Jahreswende ein wenig mehr verbitternd. Und düster, dräuend, in schier endloser Reihe zogen an ihr die trostlosen Jahre des reiferen Alters vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Psychologie des Filmdramas.

Einige unserer Schriftsteller, die da einen „Namen“ haben, haben es für nötig gehalten, die künstlerisch empfindende, literarisch geschulte Welt hat in Erstaunen zu setzen, indem sie die Verfilmung ihrer Werke gestatteten oder selbst Filmdramen schrieben. Welche dieser beiden Taten das größere Verbrechen ist, das zu untersuchen ist ziemlich zwecklos. Zweierlei an den Begleiterscheinungen war interessant: einmal die Lächerlichkeit in den Ausführungen, mit denen einige der Schriftsteller diesen Schritt zu rechtfertigen suchten (während andere verlegen ganz schwiegen) und die die Sache als ganz harmlos hinstellten. Andererseits wird es noch der psychologischen Erklärung bedürfen, weshalb der Schrei der Entrüstung in Presse und sonstiger Öffentlichkeit so schwach, o so sehr schwach erkante. Um so besser verstand die interessierte Fachpresse das Ereignis auszubenten, Reklame damit zu machen und mit reizender Eifrigkeit festzustellen, daß es nun eine Kinokunst gäbe, da ja drei deutsche Dichter sie anerkannt hätten. Nun, Hauptmann hat jetzt durch die Vergewaltigung der Freiheit der Kunst durch Hoffstrangen in Breslau gewaltig viel Sympathien erworben. Es ist daher ein wenig unklug, gerade in diesem Moment ihn in der Kinofrage anzugreifen. Aber es läßt sich doch nicht umgehen; zumal alle Zeitungen von der beginnenden Verfilmung der „Atlantis“ reden. Es muß also gesagt werden: Wie deutsche Dichter es vor ihrem künstlerischen Gewissen verantworten, daß sie ihre Kunst in den Dienst der Kinematographentheater stellen, das wird der deutschen Kunstgemeinde stets ein Rätsel bleiben, auch wenn gewissenlose Schreiber, wie Hanns Heinz Ewers zwei Stunden lang im Kino redeten. Es ist natürlich der leidige Mammon, dem die Kunst dabei zum Opfer fällt. Munkelt man doch von einigen Millionen, die der brave Sienkiewicz mit seinem „Duo vadis“ gemacht hat. Man glaubte aber doch der ganzen Aktion ein Mäntelchen umhängen zu müssen und sprach deshalb von der Hebung des Kinos. Doch einer aus dem eigenen Lager der Filmdichter war mutig genug, auch diese trügerische Illusion zu zerstoßen. Wolzogen bekannte: „Im allgemeinen fürchte ich, daß wir uns um die Hebung des Kinos ziemlich vergeblich bemühen werden.“ Wir können heut schon sagen, daß Kitjch wie „Villa Stillfried“ usw. beweisen, daß man sich absolut vergeblich bemüht hat, trotz Tolstoi u. a., und daß man sich völlig vergeblich mühen wird, trotz Hauptmann u. Gen. Niemand wird im Ernst Wolzogens Satz zitieren wollen: „Draachbare Filmdramatiker werden sicherlich nur solche Dichter werden, die spannende Handlungen, packende Situationen zu erfinden und mit ihrer Tendenz das Massenempfinden zu treffen wissen.“ Es tut mir leid, solche Schundliteraten vermag ich vor meinem künstlerischen Gewissen nicht Dichter zu nennen. Nein, nie und nimmer wird sich das Filmdrama mit dem Begriff der Kunst vereinen lassen. Doch eben davon soll jetzt die Rede sein; das ist zu beweisen.

Du schämst vor Autoritätsgefühl;
Du liebst, was „Großen“ einst genehm,
Weil Du nicht viel zu denken brauchst.
Das ist doch so bequem.

Schreib drüber „dem Deutschen“ — und glaub's. Aber nur keine Furcht, mein Freund, ich will Dich ja nicht „schlecht machen“. Ich will mich ja nur rechtfertigen, wenn ich mit Zitate komme. Da hab ich hier ein nettes Buch: Technik des Dramas von Gustav Freytag. Nicht wahr, den Mann solltest Du kennen? Und sei's nur von den „Ahnen“ her. Hoffentlich glaubst Du ihm einiges — denn mir allein glaubst Du's ja doch nicht. Was ist dramatisch? — so wollen wir ihn einmal fragen. Und er sagt: „Nicht dramatisch ist die Aktion an sich . . .; nicht die Darstellung einer Begebenheit an sich, sondern ihrer Reflexe auf die Menschenseele ist Aufgabe der dramatischen Kunst. Schilderung fesselnder Begebenheiten ist Aufgabe des Epos.“

Und nun höre meine feherischen Worte: Ein Filmdrama gibt es gar nicht. Was man da spielt, das sind „aufgeführte“ Romane, ja Romane. Muß ich denn erst den Geist (pardon: Eid) des Stephan Huller aus dem „B. L.“ zitieren? Siehst Du, das nannten sie Filmdrama, und das war ein Roman. Und bald werden sie „Atlantis“ das große Sensations-Filmdrama nennen und ist doch ein Roman. Es ist eigentlich recht verwunderlich, daß man dieser Verwischung der Grenzen von Roman und Drama, ja mehr, dieser vollkommenen Verknüpfung des Charakters beider Dichtungsarten durch die Kinematographie noch niemals besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es mußte doch Bedenken erregen, daß eine neue Kunstgattung (und das will doch die Kinokunst sein) so rückwärtslos gegen alle bisherigen Kunstgesetze verstieß. Man trat in theoretische Erwägungen über diese Erscheinungen deshalb nicht ein, weil man in den meisten Künstlerkreisen die ganze Affäre für viel zu belanglos hielt und weil die anderen Kreise doch nicht kritisch und urteilsfähig genug waren.

Freytags oben zitierte Definitionen für dramatische Kunst gelten unangefochten noch heute und werden gelten, solange es überhaupt Kunst gibt, denn sie nennen nicht die Umgrenzungen einer Kunstgruppe, sondern das Wesen derselben, und am Wesen des Dramas ändert man nichts, ohne dieses selbst zu vernichten.

Es fragt sich also jetzt: kann die Kinematographie die Aufgabe erfüllen, die Reflexe einer Begebenheit auf die Menschenseele wiederzugeben? Die Antwort lautet: Nein! — Der Film vermag kein Drama zu geben. Da nämlich die dramatische Kunst „Menschen darstellt, wie ihr Inneres nach außen wirkt oder durch Einwirkungen von außen ergriffen wird, so muß sie konsequent die Mittel benutzen, durch welche sie dem Publikum diese Prozesse der Menschennatur verständlich machen kann. Diese Mittel sind Rede, Ton, Gebärde. Sie muß sie vorführen als sprechend, singend, in mimischer Tätigkeit.“ Schreib drüber: „Todesurteil des Filmdramas“ und drunter „Gustav Freytag“. Rede, Ton, Gebärde — und die Rede ist die größte unter ihnen. Das weiß man ja längst in der Kinematographie. Da stellt man den „schwungvollen“ Erklärer hin, der von dem „treulosen“ Weibe erzählt, das sich mit der Schwiegermutter nicht vertragen will. Da gibt man den einzelnen Zeilen graufige Ueberschriften, die alles im voraus verraten: Er ist — Sie ist. Man hat diesen Ueberschriftenrummel leithin nicht schlecht im „Mann mit der grünen Wäsche“ glossiert. Man braucht eben diese Ueberschriften und Erklärer; es verstände ja kein Mensch die Handlung. Auf zwei Sinne wirken zu dürfen, das ist der Vorzug, den die dramatische Kunst jeder anderen voraus hat; wer ihr die eine Seite raubt, indem er nur hupende Menschen bewundert, der läßt ihr das Lebenslicht aus. Hat man denn nicht das dumpfe Empfinden gehabt, daß man auch den Gehörsinn beschäftigen müsse, als man Klavier und Harmonium, ja Orchester in das Kino brachte? Und all das: Erklärer, Ueberschriften, Schauermusik würde ja nichts helfen. Trotz allem Verraten der Ueberschriften, trotz des übertriebenden Erklärers, trotz der bald jubelnden, bald schaurig-klagenden Musik würde die Handlung doch zum Teufel gehen und von niemand verstanden werden, wenn nicht die Schauspieler unmaßig in Mienen und Gebärden übertrieben. Muß ich erst aus Lessings „Laokoon“ Kunstgesetze zitieren? Ich denke, das Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ ist Urteil genug. Kunst muß immer Beschränkung bleiben, sonst wird sie — Karikatur. Ein Schritt nur vom Erhabenen zum Lächerlichen. In der Kunst heißt er immer Uebertreibung. Der Kinofisch tut diesen Schritt immer. Hat denn schon ein einziger Mensch mit gesundem Kunstempfinden ein Filmdrama gesehen, ohne über die Schauspielerkarikaturen selbst einer Asta Nielsen zu lachen? Das grobe Unterstreichen, das Verzerrern der Gesichtszüge, das zur Klarheit der Handlung unbedingt nötig ist, wirkt auf jeden wahrhaft empfindenden Menschen verletzend oder lächerlich. Die fein andeutende, zarte Bewegung, die hebersichte Erregung, die der Phantasie des Zuschauers noch Spielraum lassen, sie sind Kunst. Die grelle Pose und der lächerliche Schwung des Kinodebütanten hat mit Kunst nichts zu tun.

Ich habe früher einmal an anderer Stelle geschrieben: „Man spiele doch im Film einmal den „Wallenstein“ oder Hauptmanns „Verfunzene Glocke“. Ist der Gedanke allein nicht lächerlich? Ich habe damals die Schamlosigkeit und Kunstverachtung des Kinodämons unterschätzt. Man hat den „Faust“ verfilmt. Ich verbürge mich mit meinem Kopf, daß ich diesen wahnsinnigen Frevel an der deutschen Literatur und Kunst mit eigenen Augen gesehen habe. Man hat den „Parzival“ verfilmt. Nun, beide Wahnsinnstaten haben ein so glänzendes Fiasco gezeitigt, daß selbst die Brandpresse ihren Anmut über derartigen Unsinn nicht unterdrücken konnte. Nichtsdestotrotz — man verfilmt auch Schillers „Verbrecher

aus verlorener Ehre". Es ist bezeichnend für die künstlerische Natur der Kinematographie, daß man auf dieses Abenteuerdrama eines jugendlichen Eifers dieselbe, das der reife Mann später niemals als Kunstwerk hat gelten lassen wollen. Nun sind die „Räuber“ an der Reihe. Wir werden wohl nicht lange zu warten brauchen. Vor dem Kino ist nichts sicher, so steht es in allen Tageszeitungen. Und der ruhige Bürger lacht. Ja, es wäre zum Lachen, wenn es nicht so bluternst wäre, wenn das alles nicht die schamloseste Vergewaltigung unserer Kunst bedeutete.

Wir haben also erkannt, daß es ein „Filmdrama“ nicht gibt, da die Kinovorführungen die Postulate, die man an ein Drama auf Grund der allgemeingültigen Kunstgesetze stellen muß, nicht erfüllen können. Man hat mir von literarisch nicht ungeschulter Seite tatsächlich eingewendet: ich stritte um Worte; wenn es keine Dramen seien, so werde man es eben Filmromane nennen, das ändere an der Sache nichts. Ich erwidere darauf: daß es zum Wesen des Romans gehört, daß er nicht vorgemacht wird (denn auf blödsinnige Einwendungen gehören ebenso blödsinnige Erwidrerungen).

Es gibt kein „Filmdrama“ und mehr noch, die Kinematographie hat mit Kunst nichts, gar nichts zu tun. Das Filmdrama ist seinem Wesen nach doch nichts anderes als eine mit lebenden Bildern illustrierte Romanhandlung (wohl gemerkt: Romanhandlung!). Mit demselben Recht, mit dem man die Kinematographie eine Kunst nennt, kann die Photographie eines Gemäldes ein Kunstwerk sein. Die Kinematographie könnte höchstens ein mechanisches Kunstproduktionsssystem, eine Kunstvervielfältigung sein, wenn die dargestellten Stoffe Kunstwerke wären. Leider sind auch diese nicht einmal Kunst. Zum Begriff der Kunst gehört es doch zu aller-nächst, daß der Künstler Eigenes, Individuelles in sein Kunstwerk giebt, daß er die ihm eigenen Ideen durch eine nur ihm eigene Form zum Ausdruck bringt. Auch vor dieser allgemeinen Kunstforderung vermag die Kinematographie nicht zu bestehen. Das sogenannte Filmdrama vermag lediglich eine Handlung wiederzugeben, von einer Idee, die dabei zum Ausdruck gebracht wird, kann nicht die Rede sein, da die Ausdrucksmittel völlig unzureichend sind. Die Form aber ist niemals individuell, sondern schematisch. Die Kinematographie hat mit Kunst nichts zu tun. Der Kino gehört der Wissenschaft und allen möglichen anderen Gebieten, nimmer aber der Kunst. Walter Dehme.

In Sommerarbeit auf dem Rittergut.

61

Von Heinrich Holz.

Nachdem wir eine halbe Stunde gegangen waren, bog ein zehner Mann, die nach dem Weizenfelde sollten, über eine Wiege nach links ab. Die anderen setzten den Weg in der alten Richtung fort. Im Gänsemarsch, einer hinter dem andern in Abständen von drei bis fünf Metern, bildeten sie einen langen Zug.

Nach etwa zwanzig Minuten waren auch wir an der angewiesenen Arbeitsstätte und verteilten uns. Ein fast endloses Weizenfeld dehnte sich vor uns aus. Goldgelb und schwer wiegten sich die Ähren im Morgenwinde.

Mein Schmitter legte Jocke und Brotbündel ab, wegte die Sense und nachdem er sich in die Hände gespuckt hatte, fing er mit einem „psia krew“ an zu mähen. Schrump, schrump, schrump, rauschte die Sense und die Halme, die sich eben noch im Winde wiegten, legten sich zur Erde. Nun begann auch meine Arbeit. Das gemähte Getreide muß glatt zusammengelegt werden. Wenn man so viel beisammen hat, das es eine Garbe gibt, dann wirds gebunden und die Garbe auf den Feldbrand geworfen, damit die Bahn frei ist für die Mähmaschine.

Viel Zeit zum Umschauen bleibt nicht übrig, wenn man mitkommen und nicht zurückbleiben will. „Schwupp, schwupp“ rauscht die Sense und jeder Senfenhieb bedeutet einen kleinen Schritt vorwärts. Von Zeit zu Zeit hält der Schmitter inne und wegt die Sense. Und weiter gehts dann: schrump, schrump, schrump.

Und hinter ihm her raffte ich die schweren, goldenen Ähren, lege sie zusammen und binde Garbe um Garbe. Die Sonne steigt höher und höher. Es ist erst um sieben, aber schon mächtig warm. Blau und wolkenlos wölbt sich der Himmel über uns. Der Rücken schmerzt schon vor dem vielen ungewohnten Rücken und der Schweiß dringt aus allen Poren.

Aber die Sense rauscht vor mir in gleichmäßigen Schlägen und ich muß weiter. Garbe um Garbe werfe ich auf den Feldrain. Um halb acht Uhr kommt der Herr Administrator, hoch zu Ross. Er nickt mir befriedigt zu: „Na, 's geht ja!“ und reitet weiter. Nach einer Viertelstunde taucht er wieder auf. Er war ringsum geritten, zu sehen, wie weit die Arbeit gediehen ist. „Na, bis um zehn sind wir wohl soweit, daß die Maschine ran kann?“ Und nachdem er uns eine Weile zugesehen hat, reitet er von dannen. Endlich ist's um acht! Frühstünd!

Wir gehen nach unseren Bündeln und werfen uns auf die Garben. Ich habe lästigen Hunger und noch größeren Durst. Aber leider nichts zu trinken. Und nur schwer rutscht das Brot durch die trodene Kehle. Banja, mein Mäher, steht mir zu, wie ich mein Brot hinunter würgte und fragt:

„Hast wohl nichts zu trinken?“

Ich schüttle mit dem Kopfe.

Hier trin! Er bietet mir seine Flasche an. Es ist eine Literflasche und enthält Magermilch. Ich nehme einen Schluck.

Immer trinke noch mehr! nötigst er mich. Es langt für uns beide. Mußt halt sehn, wo Du eine Flasche herkriegst. So ist das nichts. Durst ist schlimmer als Hunger, sagt er einfach.

Selbst! Wieder muß ich an den Herrn Oberinspektor im Nachbargute denken, der nicht einmal Wasser für mich übrig hatte.

Und während wir an unserem Brote lauen, fragt er mich aus, woher ich komme, warum ich fort bin, und ich gebe ihm Auskunft. Was ich in der Fabrik für Arbeit zu verrichten hatte und was ich dort verdiente.

Ich habe Möbel verpackt, gebe ich ihm Bescheid.

Verpackt? Warum?

Nun, die Fabrik macht Möbel und verkauft sie auch nach auswärts. Und da müssen sie verpackt werden, damit sie auf der Bahn beim Transport nicht beschädigt werden.

Ah so. Und wieviel verdienst Du da?

28 M. wöchentlich.

Er pfeift leise vor sich hin und meint: Viel Geld.

Ich suche ihm auseinanderzusetzen, daß es gar nicht zu viel Geld sei. Eher noch zu wenig, und erzähle ihm von der Wohnungsmiete, die 300 M. jährlich beträgt, von den Steuern, die fast 50 M. betragen, und den hohen Nahrungsmittelpreisen.

Nun ja. Dafür kannst Du aber auch ordentlich leben und brauchst nicht so ein Hundeleben zu führen wie wir.

Und nun erzählt er mir, wie er lebt. Seit seinem fünfzehnten Lebensjahre geht er alljährlich nach Deutschland als Erntearbeiter. Neuer ist er das zwölftmal in Deutschland. Voriges Jahr war er in der Gegend von Banzeleben auf einem Gut und lernte dort seine Franziska kennen. Im Februar dieses Jahres hat er geheiratet und von seinem Vater das Anwesen erhalten. Ein Häuschen mit vier Morgen Land und einer Kuh. Sein Vater und Franziska bewirtschaften es, während er in der Fremde ist. Eigentlich sollte seine junge Frau mit ihm gehen. Aber sie war schon schwanger, ehe die Zeit kam, da sie nach Deutschland gehen wollten. Und so ging er allein. Denn die „Herren“ wollen keine schwangeren Frauen und Mädchen in Arbeit nehmen, und wenn sie mit den Frauen Kontrakte abschließen, müssen sie ausdrücklich versichern, daß sie nicht guter Hoffnung sind. Kommt es trotzdem vor, daß sie schwanger wird, dann ist das ein Grund, der den „Herren“ zur sofortigen Entlassung berechtigt. Deshalb hat er sie zu Hause gelassen, als er am 20. März in die Fremde ging. Anfang August sieht sie ihrer Niederkunft entgegen.

Schweigend blickt er vor sich hin. Seine Gedanken weilen wohl zu Hause.

Wieviel Lohn hast Du hier? frage ich ihn.

2 Mark 20 Pfennig Tagelohn; wenn ich Akford habe, dann verdiene ich mehr, 22 bis 26 Mark. Aber da muß man viel arbeiten.

Wieviel brauchst Du für Dich jede Woche?

Nu, ich habe mit Kost; Kartoffeln kocht mir Frau Materna. Brauche ich noch Brot und Schmalz, ein bißchen Wurst und alle Tage anderthalb Liter Magermilch. Brauche ich 5 oder 6 Mark die Woche. Das andere Geld spare ich mir.

Da mußt Du hier schon viel Geld gespart haben?

Ja, wenn wir immer so viel kriegten wie jetzt in der Ernte.

So? Ist das denn viel?

Nu, nachher gibts nur 1 Mark 70 Pfennig. Da bleibt dann nicht so viel übrig. 2 Mark 20 Pfennig gibts bloß sechs Wochen lang.

Wie lange mußt Du hier bleiben?

Der Kontrakt ist bis zum 15. Dezember. Wenn der Herr aber keine Arbeit hat, dann schickt er uns schon früher fort.

Sinnend schaue ich über das wogende Feld. Banja brütet stumm vor sich hin. Dann stößt er zwischen den Zähnen hervor:

Hundeleben das, wenn der Mensch arm ist. Psia krew!

Von der anderen Seite dringt das kalte, harte Geräusch vom Wegen der Sense herüber. Ich sehe nach der Uhr: reichlich halb neun.

Und nach wenigen Augenblicken rauscht wieder die Sense durch die Halme und ich binde mit schmerzenden Rücken und Händen Garbe um Garbe.

Hoch oben, kaum sichtbar über uns, jubeln die Lerchen!

Der Herr Administrator hatte richtig taxiert. Um zehn Uhr waren wir durch. Kaum hatte ich die letzte Garbe gebunden, so kam auch schon der Selbstbinder angerastelt, von drei kräftigen Pferden gezogen. Die Messer schnurren und rasen hin und her, Zahnräder und Hebel greifen in einander und arbeiten gleichmäßig. Sie legen das gemähte Getreide glatt, schlingen den Bindfaden drum herum, wenn es zur Garbe reicht, binden den Knoten und die kleine Gabel an der Seite hinten pendelt hin und her und wirft eine Garbe nach der anderen zu Boden.

Und vorn stampfen die Pferde schweigend vorwärts. Oben auf dem Sitz thront der Knecht und achtet darauf, daß die Pferde und die Maschine weder zu weit nach rechts oder links gehen, sondern dicht am Rande hin.

Nach drei Stunden kommen frische Pferde und nach weiteren drei Stunden wieder andere. Und ehe die Sonne sinkt, ist das weite Feld abgemäht.

So verdrängt die alles könnennde Maschine auch den Schnitter allmählich, um dessen Tätigkeit im Laufe der Zeiten die Dichtkunst und Malerei einen bunten Kranz gewoben haben. Freilich, ganz wird sie ihn nie verdrängen können. Denn er muß ihr erst die Bahn frei machen, ehe sie anfangen kann zu arbeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Der Laubfall der Bäume.

Kastanien und Linden haben längt braune Blätter oder sind schon laub, und nun tritt das allgemeine Sterben, der „gelbe Tod“ der Blätter ein, wie man den Laubfall anschaulich, aber falsch bezeichnet: der Laubfall ist eine Anpassungserscheinung ans Klima, er hat mit Sterben nichts zu tun, und die Bäume verlieren auch gar nicht ihr Laub, sondern sie werfen es ab, um die großen Flächen abzustößen, durch die sie sonst zuviel Wasser verdunsten würden. Daß die Bäume die Blätter selbst abstoßen, kann man an jedem welken Blatt ablesen, das man vom Boden aufhebt: es ist wie mit dem Messer abgeschnitten und der Stiel endet in einer ganz glatten Fläche. Wie bringen die Bäume dieses Kunststück zuwege? Längt ehe der erste Nachtfrost eintritt, bereiten sie das Abstoßen der Blätter schon vor; sie beginnen damit, alle wertvollen Stoffe, die in den Blättern vorhanden sind, einzuziehen, Eiweiß und Stärke wandern durch den Stengel aufwärts, dann werden diese wertvollen Stoffe in den Knospen für das nächste Jahr aufgespeichert, und vom Blattgrün bleibt nichts zurück, als eine gelbliche, halb zerflossene Masse, die den Grundton des Herbstlaubes bestimmt. Es bleibt ein totes Gerüst des Blattes übrig, das für den Baum keinen Wert mehr hat. Während die löslichen Stoffe stielaufwärts wandern, bildet sich am Grunde des Blattes die sogenannte „Trennungsschicht“ aus, in der das Blatt abbricht. Quer durch den Stiel hindurch bildet sich, wie Morgenthau schildert, eine neue Gewebeschicht zartwandiger, in Teilung begriffener Zellen aus. Durch den Druck, den die sich rasch vergrößernde Trennungsschicht ausübt, werden auch die Gefäße, jene feinen Wasserleitungsrohre der Gefäßbündel, die als tote, protoplasmalose Zellen der Teilung selbst nicht folgen können, in Mitleidenschaft gezogen, ihre Wände gequetscht und gestreckt. Schließlich lockert sich in den mittelsten Lagen der Trennungsschicht der Verband der Zellen, und ein Windstoß genügt dann, um den Zusammenhang zu lösen und die Gefäße der Bündel mit durchzureißen. Die gleiche Wirkung hat der Frost, der den Zellsaft der zartwandigen Trennungsschicht zum Gefrieren bringt, weil die gefrierende Flüssigkeit die Zellwände zersprengt und dabei die Gefäße zerreiht. An Stelle jedes Blattstieles bleibt so eine Wunde, die natürlich verschlossen werden muß, und diesen Wundverschluß stellt der Baum in Gestalt einer wasserundurchlässigen Korkschicht her, indem er eine neue Oberflächenschicht anlegt, deren äußere Zellen lückenlos aneinander schließen. So fällt das einzelne Blatt, und so wird die Wunde verschlossen.

Nicht alle Bäume einer Art verlieren ihr Laub zu gleicher Zeit, und die Bäume verschiedener Arten werfen ihr Laub auch zu verschiedenen Zeiten ab. Der Standort, ob auf einer Bergspitze oder im windgeschützten Tal spielt dabei eine große Rolle, und ebenso ist die Lage des einzelnen Blattes an der Baumkrone auch von Bedeutung. Es gibt z. B. Sonnen- und Schattenblätter, und in der Regel vergilben die Sonnenblätter zuerst. Je schöner und trockener der Herbst ist, um so früher beginnt das Laub zu fallen, denn nicht der Wärmemangel, sondern die Austrocknung bedingt den Laubfall. Bei Eichen, Buchen und Haselnußsträuchern verlieren die obersten Zweige ihr Laub zuerst; umgekehrt, von unten beginnend, geht die Entlaubung dagegen bei Linden, Pappeln und Weiden vor sich. Bei Platanen, die unter allen unseren Bäumen im Frühjahr zuletzt ihr grünes Blätterkleid anlegen, kann man beobachten, daß sie einzelne Blätter besonders lange behalten, und zuweilen findet man noch spät im November Laub in den Platanenkronen. Die Blätter, die bis zuletzt ausbleiben, sind die Spitzenblätter der jüngsten Triebe, als die zuletzt entstanden. Ähnliche Erscheinungen kann man an falschen Azazien beobachten. Noch anders verhalten sich ein paar Baumarten. Während Eichen und Erlen ihr Laub im grünen Zustande abwerfen, behalten Eichen und Hainbuchen die Blätter oder wenigstens große Mengen davon den ganzen Herbst und Winter hindurch. H. Winkler und B. Engler haben z. B. an Eichen, Buchen und Hainbuchen beobachtet, daß die Blätter von den jüngsten an der Peripherie der Krone stehenden Zweigen zuerst abgeworfen werden. Das Fortschreiten des Laubfalles findet allmählich nach dem Inneren der Krone zu statt, in senkrechter Richtung aber schneller als in wagerechter, so daß in einem gewissen Stadium eine mehr oder weniger kugelige Laubmasse übrig bleibt, die auf der unteren Fläche der Krone ruht.

Anthropologische.

Der Eckzahn der ältesten Frau der Welt. Erst auf dem letzten Internationalen Medizinischen Kongress in London

gab es unter den Gelehrten einen heißen Meinungsstreit über die Folgerungen, die sich an den vor einiger Zeit von Charles Dawson in den Kalkgruben von Willdown in Sussex gefundenen Schädel des prähistorischen Urmenschen knüpfen ließen. Es handelt sich dabei um den ältesten bisher der Forschung zugänglich gewordenen menschlichen Schädel, sein Alter wird auf gegen 200 000 Jahre geschätzt und in seiner Form bildet er ein Mittelglied zwischen Mensch und Affe, das von besonderem Interesse ist, weil die Gestaltung des Schädels dem Affen noch näher steht als dem Menschen. Dawson hatte den Fund als den Schädel einer Frau bestimmt und ihn der Pliozänperiode zugeordnet. Die von Dr. Smith Woodward vom Naturhistorischen Museum in South Kensington vorgenommene Rekonstruktion, die von einigen Seiten in ihren Einzelheiten angefochten wurde, hat jetzt eine interessante Stütze, die eine Bestätigung der Woodward'schen Theorie zu erbringen scheint, durch einen neuen Fund erfahren. Dawson hat in der Zwischenzeit mit zwei Freunden die Nachforschungen und Ausgrabungen in jener Kalkschicht, in der er seinerzeit den Schädel des nach ihm benannten Coanthropos Dawsoni entdeckte, fortgesetzt, und am Sonnabend wurde die Mähe belohnt; man fand einen zu dem Schädel gehörigen Eckzahn der „ältesten Frau der Welt“. Der Zahn ähnelt in seiner Form durchaus der Woodward'schen Rekonstruktion, ist aber etwas kleiner und spitzer. Wie alle Eckzähne ist die Rückseite sehr schräg. Form und Zustand weisen darauf hin, daß er zum Kaufen von Wurzeln und faserigen Substanzen diente, er bestätigt damit die aus den Schneidezähnen des gefundenen Kiefers abgeleiteten Annahmen.

Der Fund, so bemerkt dazu das englische Blatt, das über die Entdeckung berichtet, bringt uns wieder einen kleinen Schritt weiter auf dem Wege zur Kenntnis der Lebensweise dieser ältesten „Urweiber“. Die Phantasie des Blattes malt sich die Art des „Urweibes“ folgendermaßen aus: Schön ist sie nicht gewesen. Die Schädelwölbung nähert sich bereits der menschlichen Form, das Gesichtsprüfil aber ist noch auffällig. Eine Sprache war noch nicht ausgebildet, die Stimme wird sich auf die Nachahmung einiger Naturlaute beschränkt haben. Ueber ihren menschlichen Charakter können wir nur wenig ahnen; ihr Temperament war wahrscheinlich kalt, verwöhnt wurde sie nie, zu ihrer Zeit gab es kein geheiligtes Familienleben, und von klein auf mußte sie für ihre Nahrung selbst sorgen. Wahrscheinlich fertigte sie sich eine kleine Steinaxt an, mit der sie die kleinen Tiere niederschlug, um Kleidung zu erlangen, und mit der sie besonders harte und zähe Wurzeln — ihre Nahrung — bearbeitete. Unausgesehen war sie in Gefahr, den riesigen Mastodont zum Opfer zu fallen. Diese herbe Erziehung wird auf ihr Temperament und ihren Charakter nicht gerade mildend eingewirkt haben, liebenswürdig und freundlich ist diese Urmutter, diese Venus von Sussex, ganz gewiß nicht gewesen.

Aus der Chemie.

Explosierender Wasserstoff. Ein Unglücksfall, der vor einiger Zeit in einem Magazin des französischen Seereschiffwesens erfolgte und zwei Menschenleben forderte, hat jetzt durch gründliche Untersuchung eine Aufklärung gefunden. Es handelte sich um die Explosion von Röhren, die mit komprimiertem Wasserstoff gefüllt waren und in der üblichen Weise zur Füllung von Ballons Verwendung finden sollten. Die Explosion fand statt, während die Arbeiter damit beschäftigt waren, den Druck des Gases in den Röhren zu messen, und sie war so gewaltig, daß 35 von den in der Umgebung liegenden Röhren nach allen Richtungen umhergeschleudert wurden. Einige von ihnen wurden in mehr als 150 Meter Entfernung aufgefunden, wo sie auch erst durch Bäume aufgehalten worden waren.

Die Untersuchung sollte nun vor allem feststellen, wie die Explosion erfolgt war, und welche Vorsichtsmaßregeln zu ihrer Vermeidung bei der Handhabung der Röhren zu beobachten sein dürften. Die Ergebnisse der Nachforschungen sind von allgemeinerem Interesse, weil der Wasserstoff immer noch sehr viel zur Füllung von Luftschiffen verwandt wird und auch noch so lange benutzt werden wird, bis nicht der eigentliche Flug jede Unterstützung durch Ballons völlig ausgeschaltet haben wird. Zunächst wurde festgestellt, daß der Wasserstoff nicht rein war, sondern erhebliche Mengen Luft enthielt. Diese Mischung entzündete sich in einer der Röhren in dem Augenblick, als ein Manometer an der Röhre angebracht worden war.

Der Entzündungsvorgang ist bei Röhren mit komprimiertem Sauerstoff zur Genüge bekannt geworden. Er besteht darin, daß sich die in der Manometerrohre enthaltene Luft bei allzu plötzlicher Öffnung des Ventils infolge der Drucksteigerung auf 150 Atmosphären stark erhitzt und dadurch das Gemisch in der Röhre rückwärts entzündet. Hätte es dieser Aufklärung nicht mehr bedurft, die schon seit langem zur vorsichtigen Handhabung solcher Röhren gemacht hat, so sind die Verjude bedeutsam, die zur Ermittlung des zur Explosion nötigen Drucks und Luftgehalts geführt haben. Danach sollte der Wasserstoff keinesfalls mehr als 6% v. S. Luft enthalten, auch reiner Sauerstoff kann in die Röhre gelangen und bedeutet eine ähnliche Gefahr, falls er nicht unter 4 v. S. bleibt.